

## **„Wie viele Einwohner hat die Stille?“ Überraschende Entdeckungen in der Literatur<sup>1</sup>**

**Erich Garhammer**

Felicitas Hoppe hat in einem kleinen Beitrag „Beichtkinder - über Bekenntniswahn und Bekenntniszwang“ die Diskurse unserer Gesellschaft, besonders den Schulddiskurs beschrieben und analysiert. Dabei setzt sie überraschende Akzente.

Ein völlig neuer Ton wird angeschlagen, einer, der bezüglich Beichte schon fast nicht mehr möglich schien. Der Beichtstuhl wird assoziiert mit dem aufgespannten Ohr Gottes. Und dann: die erste Beichte ließ die Schönheit der Diskretion erfahren. Nie habe sie sich so beim Wort genommen gefühlt wie in Beichtstühlen. Da wurde nichts übertrieben, nichts funktionalisiert, sondern sofort wieder vergessen, vergeben. Ein Ort der Barmherzigkeit. Freilich, so Hoppe, noch mehr: ein Ort, der Erfindung, der Fiktion, ein Ort, für das eigene Leben Wörter zu finden: „Meine erste Beichte legte ich im Alter von fünf Jahren ab, kurz bevor ich zur ersten heiligen Kommunion ging. Damals erschien mir die Möglichkeit einer persönlichen Beichte geheimnis- und verheißungsvoll, der Beichtstuhl als ein Ort, an dem alles gesagt und nichts verraten werden durfte, das aufgespannte Ohr Gottes, dem ich straffrei alles anvertrauen. durfte, was ich mir ausgedacht hatte.

Ich sage ‚ausgedacht‘, weil, was ich dem unbekanntem Ohr hinter dem Beichtgitter zu sagen hatte, tatsächlich nichts anderes als ‚ausgedacht‘ war, eine Mischung aus vagem Schuldbekenntnis und Erfindung, der ich als Kind nicht gewachsen war. In Wirklichkeit aber war ich ihr vermutlich nur als Kind gewachsen und später nie wieder, denn jenseits aller Zweifel an der Institution, jenseits des Zwanges und meiner Angst, lehrte die erste Beichte mich allem voran die Schönheit der Diskretion und den Glauben an die unendlichen Möglichkeiten der Fiktion einerseits und die mögliche Absolution davon .andererseits, von der ich schon damals ahnte, daß sie in der öffentlichen Welt niemals zu haben sein würde.

Ob Gott gnädig ist, sei dahingestellt, daß aber die Welt keine Gnade kennt, ist hinlänglich bekannt. Niemals wieder hat man mich dermaßen beim Wort genommen wie in den Beichtstühlen meiner Kindheit, was vermutlich schlicht und einfach der Tatsache geschuldet war, daß der so gut wie Unsichtbare Geistliche, der weder auf Befragung noch Tadel aus war, auf Grund seines Amtes jenseits jeder Idee eines Verwertungszusammenhanges keine andere (und keine geringere) Aufgabe hatte, als mir alle erfundenen und nicht erfundenen Sünden glei-

---

<sup>1</sup> Original in: Pastoralblatt 5/2008.

chermaßen zu vergeben und danach die Geschichten, die er vermutlich schon unzählige Male gehört hatte, sofort wieder zu vergessen.“<sup>2</sup>

### Beichtstühle und Talkshows

Diesen Ort des Beichtstuhls kontrastiert Hoppe mit einem anderen Ort, den Podien und den Talkshows: „Auf keinem Podium der Welt dagegen hat man mir jemals wirklich Glauben geschenkt, denn das Podium ist immer Bühne, das Gespräch immer Aufführung, weil allen gegenteiligen Selbstbehauptungen zum Trotz Moderatoren und Talkmaster weder Priester noch Gott sind, sondern den strengen weltlichen Gesetzen der dauernden Unterhaltung und Verwertung unterworfen, und nichts anderes zu verwalten haben als das grausame Streckbett verzerrter Gefühle, eingekaufter Meinungen und Empfindungen, Geständnisse und Erfindungen, ein Haufen liebloser, selbst ernannter Beichtväter der Öffentlichkeit rund um die Uhr. Im Eifer des Gefechts neigt der geladene Podiant als gelehriger Schüler und Gast der Massen dazu, sich auf Kommando nach der Decke zu strecken und sich den Gesetzen der Darstellung so schnell und so erfolgreich wie möglich zu unterwerfen, wobei er gerne vergißt, daß, was wir einmal gesagt haben, nicht nur in der Welt ist, sondern auch für immer in der Welt bleibt, selbst wenn das meiste kurzfristig in Vergessenheit gerät. Wie groß aber der Abrieb wirklich ist, beweisen die zusehends entgleisenden Gesichtszüge der Gäste und Dauerpodianten, der Profibekenner, der Heimwerker häuslicher Schicksale und ihrer gut verdienenden Beichtväter, vorderen Anblick uns kein gnädiges Beichtgitter bewahrt.“<sup>3</sup>

Die Erfahrung der Selbstinszenierung wird beschrieben, die Selbststilisierung der Dauerredner, der selbsternannten Beichtväter. Vor allem aber: nichts wird vergessen, geschweige vergeben, alles wird immer wieder neu zum Thema, zum unappetitlichen Dauerlutscher. Was fehlt? Das gnädige Beichtgitter!

Hoppe kommt schließlich darauf zu sprechen, wie sie sich die Hölle vorstellt.

„Gesetzt den Fall, es gibt eine Hölle, so stelle ich sie mir vor als einen stickigen Ort, an dem ununterbrochen gesprochen wird und an dem wir, auf ewig!, gezwungen sein werden, von morgens bis abends die Geschichten anderer zu hören, die vorgeben, auch unsere zu sein, aber nie die eigenen sind. Sie bestecken durch nichts anderes als dadurch, dass sie immer dieselben sind: Der Teufel, so viel Kohle wir auch nachlegen mögen, tanzt um immer dasselbe Feuer. In der Hölle gibt es keine Neuigkeiten.“<sup>4</sup>

Hölle ist für sie das ständige Reden, das sich Drehen um die eigene Achse, die Angst vor der Stille, der ständige Bekennergestus und das penetrante Outing und Coming out: Ich habe gesündigt, ich gestehe, ich packe aus, ich würde nicht län-

<sup>2</sup> Felicitas Hoppe, Beichtkinder. Über Bekenntniswahn und Bekenntniszwang, in: Betrifft, Frankfurt, 2004, 90 f.

<sup>3</sup> Ebd. 91 f.

<sup>4</sup> Ebd. 94 f.

ger schweigen, ich enthülle. Hoppe erinnert an ein Diktum von Heinrich Heine. Dieser hatte einmal süffisant festgehalten: In der Hölle brennt kein Feuer. Der Teufel ist diesbezüglich viel einfallsreicher. Dort müssen wir nämlich alle Predigten hören, die jemals gehalten wurden. Hoppes Vorstellung von Hölle ist noch einen Deut grausamer: Wir müssen ständig Talkshows ansehen!

Absolution ist in diesem Kontext nicht möglich. Denn sie würde bedeuten, dass wir kurzfristig verstummen dürften, dass wir erlöst sind- ein Zustand, den die Medien meiden, weil er für sie unwirtschaftlich ist.

### **Literaten als Handlanger der Stille**

Immer mehr Literaten machen sich zu Anwälten der Stille. Kein Wunder – überall wird beschallt: in den Kaufhäusern, in den Warteschleifen der Telefone, auch in den Kirchen. Unser Analphabetentum in Sachen Glauben braucht die Kompensation über musikalische Dauerberieselung auch in leeren Kirchen. Die Stille scheint bedrohlich. Ein paar Einsprüche von Literaten seien formuliert.

**Ralf Rothmann** hat in der Dankrede bei der Verleihung des Max-Frisch-Preises ein Loblied auf die Stille angestimmt. Er distanziert sich von den Großschriftstellern, die von Kongress zu Kongress reisen, die Diskussionsmaschinerie am Laufen halten und unentwegt Verlautbarungen produzieren. Er nennt sie „Floskel-Designer“. Sie wissen genau, welche Tasten sie anschlagen müssen, um Orchesterstürme zu entfachen, vor allem aber um Kassenklingeln hervorzurufen.

Der Poet aber sollte in seinen Augen etwas anderes sein.

„Denn sein Eigentliches ist die Wahrhaftigkeit oder sollte es doch sein, und die liegt letztlich in seiner Sprache, seiner Poesie, die im allumfassenden Kommunikationstaumel vielleicht nur noch von wenigen gehört werden mag, die aber doch vorhanden ist mit all ihren Möglichkeiten für jeden. Denn denken und formulieren kann man immer nur das Denkbare; in der Dichtung aber scheint auf, was sich nicht sagen lässt. Es gibt mindestens zwei Lebensbereiche: den alltäglichen und den geheimnisvollen, und da, wo sie sich überschneiden, entstehen Zeichen, entsteht Poesie; im poetischen Satz ist die Welt für einen kurzen Augenblick am rechten Fleck, und der kennt keine Dualität und damit keine Entfremdung. Darum ist Poesie die Grundverfassung, der Elementarzustand unseres Lebens, der Bereich, in dem sein Herz schlägt und nicht der flache Puls der Prinzipien.“<sup>5</sup>

Die Empfänglichkeit für Poesie, die Ansprechbarkeit für sie hat eine wichtige Voraussetzung: die Stille. „Was wirklich an den Tag will, ans Licht, das muss man nicht drücken: Es geschieht, es wächst, es blüht – jeder, der schreibt oder malt, oder komponiert, macht diese Erfahrung. Es ist tatsächlich eine Gnade, es

---

<sup>5</sup> Ralf Rothmann, Lob der Stille, in: NZZ 30.10.2006.

kommt uns zu – am wunderbarsten dann, wenn wir nicht daran denken, wenn wir unsere Vorstellungen und Konzepte für einen Augenblick vergessen und, z.B., einen Apfel schälen. Es kommt uns zu aus der Stille, dem Schweigen, denn man muss absehen von der Sprache, damit die Welt wieder zu einem spricht.“<sup>6</sup>

Obwohl alle sich nach Stille sehen – in Umfragen wird Lärm als Hauptursache für die Beeinträchtigung der Lebensqualität genannt - trägt niemand dazu bei, ihn zu verringern. Wir sind vielleicht nicht mehr fähig zu dieser Stille. Wenn alle Gesprächspartner gegangen sind, wenn alle Bildschirme ausgeschaltet sind, setzt der horror vacui ein und wir fragen unser Handy, wer wir sind oder geben eine SMS weiter, um so der Stille zu entkommen. Stille ist nicht die Abwesenheit von Geräuschen, sondern eine Form von vibrierender Aufmerksamkeit an ganz gewöhnlichen Orten. Es ist das nicht fabrizierte Erlebnis, das einem den Atem stocken lässt, weil man angedet ist von der Stille, die so dicht ist und gefüllt, dass man sie berühren zu können meint. »In der Stille offenbart sie sich am deutlichsten, die Idee der Vollkommenheit, denn unser Dichten und Denken ist letztlich immer nur Abgrenzung; sie der Stille überlassen aber heißt Weite gewinnen, innere Freiheit. In der Stille artikuliert sich das Unausprechliche, und genau das empfindet man an solchen Orten zwischen den Zeilen und jenseits der gewöhnlichen Geräusche, zu denen ja auch die Sprache gehört. Man fühlt sich zurechtgerückt vom Geheimnis. Man wird entziffert. Wir müssen das Vollkommene wollen, sonst verblöden wir. Und auch wenn es nicht gelingen kann, wenn unsere Gedanken und Werke niemals vollkommen sein werden – unser Bemühen kann es sein. Und das ist die Rettung.«<sup>7</sup>

**Wilhelm Genazino** hat in seiner Büchnerpreisrede zwei Alltagsszenen beschrieben: „Im Gewimmel des Kölner Hauptbahnhofs habe ich kürzlich beobachtet, wie der sexistische Unterhaltungskannibalismus des Fernsehens auf das öffentliche Leben übergreift. Drei halbbetrunkene gelangweilte Männer klat-schen einer jungen Frau mit der flachen Hand nacheinander auf den Hintern und verschwanden unauffindbar in der Menge.“

Im Anschluss daran schildert er die Beobachtung einer jungen Familie mit zwei Kindern auf der Frankfurter Zeil. Nachdem die Tüte Pommes leergegessen ist, verlangen die Kinder nach weiteren Zerstreungen. Der Vater stülpt sich das Futter der Hosentasche nach außen, um für Unterhaltung zu sorgen. „Den Kindern, einem Jungen und Mädchen, fiel ein älteres Paar auf. Die Frau sah den Staub auf den Schuhen ihres Partners und wollte ihn offenbar nicht länger hinnehmen. Sie schlüpfte mit dem rechten Fuß aus ihrem Schuh heraus und putzte mit dem bestrumpften Fuß die schmutzigen Schuhe ihres Begleiters. Die Details fesselten und vergnügten die Kinder. Die Kinder sahen, womöglich zum ersten

---

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Ebd.

Mal, dass selbst eher schlichte Vorgänge eines erotischen Anhauchs nicht entbehren müssen. Nach kurzer Zeit ahmten die Kinder das Paar nach.“

Die kleine, unscheinbare, zärtliche Geste wirkt überzeugend, geradezu ansteckend, und wird deshalb nachgeahmt. Jede überdimensionierte Eventisierungsanstrengung dagegen fördert nur weitere Überbietung und Reizverstärkung. Für Genazino überlebt die Sehnsucht des Menschen nach solchen kleinen Dingen, nach stillen Gesten an einem ganz besonderen Ort: in der Literatur. „Sie ist unsere palliative Heimat.“

Ein weiterer Verehrer der Stille ist **Peter Handke**. Man könnte sein Werk geradezu an seinen Äußerungen zur Stille neu in den Blick nehmen. Nur ein paar seiner Beobachtungen seien angefügt. Das Höhlengleichnis Platons sieht für ihn im Medienzeitalter folgendermaßen aus: „Zeitgenössisches Schattendasein vor dem Fernsehen.“<sup>8</sup> Gegen diese Schattenexistenz setzt er sein Schreiben. Eine seiner kuriosesten Aktionen: Immer wenn der Nachbar zu laut wird mit dem Rasenmäher, geht er an den Zaun zum Beistiftspitzen. Eine Demonstration seines lautlosen Handwerks. Schreiben heißt für ihn nicht Aktivismus oder musikalische Beschallung als Inspirationsgenerator, im Gegenteil. „Ans Schreiben gehen: füg der Stille etwas hinzu; bring etwas heim aus der Stille.“<sup>9</sup> Die Stille ist für ihn nicht nur ein immer mehr vermisstes Menschenrecht, sondern geradezu eine Vorwegnahme einer eschatologischen Geborgenheit: „Stille, Abrahams Schoß; das Menschenrecht auf Stille – allmählich könnte ich eine andere Menschenrechtskonvention aufstellen.“<sup>10</sup> In seinen Aufzeichnungen am „Felsfenster morgens“ und „Gestern unterwegs“ ist er auf der Suche nach Verben für bestimmte Substantive. Für die Ruhe erscheint ihm am passendsten: sie kehrt ein. „Die Begeisterung erkennst du am Einkehren der Ruhe.“ Und er fragt nach der Stille wie nach einem Ort: „Wie viele Einwohner hat die Stille?“

Geradezu als Handlanger der Stille versteht sich **Reiner Kunze**. Wer sich mit der Stille vermählt, verdankt diesem Treueverhältnis das Gefühl für das Wort und er entdeckt den Wert der Sprache.

In Erlau, wortfülig

Wir schlafen, die wange am fluß,  
an der unbeirrbarkeit des wassers

Doch immer öfter liegen wir wach,  
um halt zu finden an der stille

<sup>8</sup> Peter Handke, Am Felsfenster morgens (und andere Ortszeiten 1982-1987), Salzburg 1998, 14.

<sup>9</sup> Peter Handke, Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990, Salzburg und Wien 2005, 373.

<sup>10</sup> Peter Handke, Gestern unterwegs, 296.

Abseits der wörter  
von den wühlischen der sprache

Vor dem Haus, in der astgabel der eibe,  
brütet die amsel unhörbar gesang aus,

und die glocke von Pyrawang jenseits des stroms  
bucht ab von der zeit<sup>11</sup>

Das richtige Wort - so Kunze - findet man nur abseits von den Wühlischen der Sprache, wo es zu Niedrigstpreisen feilgeboten wird. In dem Gedicht „Wenn du es wissen wolltest“ kommt Kunze auf die Situation nach der Wende 1989 zu sprechen. Er hat es Jan Skácel gewidmet – oder besser - er geht von einem Satz aus, den Skácel in seinem letzten Brief vor seinem Tod am 7. November 1989 geschrieben hat. Dieser Satz lautet: „Es scheint, das Eis hat sich bewegt.“ Kunze hatte eine intensive Beziehung zu Skácel. Er hat einmal von sich gesagt, was ihn am meisten an das Tschechische binde, seien die Verse von Skácel. Ihm verdankt er auch die Metapher „im Herzen barfuß sein“. Beiden gemeinsam ist ein tiefer Einklang ihrer Werte und ihrer Auffassung von Poesie. Beide neigen zum sparsamen Ausdruck. Beide wissen um die Kunst des nicht vollends Ausgesprochenen, beide sind bescheiden und demütig. Beide sind Poeten, die die Stille zu schätzen wissen und aus ihr Kraft schöpfen. Rolf Eigenwald hat es so ausgedrückt: „Reiner Kunze übertönt nie die Zimmerlautstärke. Er schreibt und äußert sich in einer Weise, die das Schweigen als ebenbürtige Gegenmöglichkeit, als sprachlosen Gegensatz zur (Ent)äußerung immer auch zugleich erkennbar werden lässt.“<sup>12</sup>

Den Satz „Es scheint, das Eis hat sich bewegt“ im letzten Brief von Skácel – bezogen auf die Revolution von 1989 - steigert Kunze noch in seinem Gedicht. Er schreibt: „Das eis, mein lieber, ist geborsten.“ Doch das Ende der politischen Eiszeit hat die glazialen Ausläufer in den Herzen der Menschen nicht abgeschmolzen. Es ist nicht die Zeit der Nachdenklichkeit, der Besinnung, der Introversion geworden, sondern die Zeit des Lärms, der Hektik, der Betriebsamkeit, des Einkaufsrausches. Kunze nennt dafür einen Grund: „Die Menschen meiden die Stille. Sie könnten in sich sonst die Schuld knien hören.“<sup>13</sup> Die Menschen lieben die Dauerbeschallung und die nicht enden wollenden Seifenblasen der Unterhaltungsindustrie mehr als die Stille. In ihr würde man nämlich den eigenen Abgründen begegnen.

<sup>11</sup> Reiner Kunze, gedichte, Frankfurt a. M. 2003, 247 f.

<sup>12</sup> Vgl. dazu V. Maidl, Ein waghalsiges Unterfangen, in: M. Zyburá (Hg.), „Mit dem wort am leben hängen...“ Reiner Kunze zum 65. Geburtstag, Heidelberg 1998, 98-103, hier 102.

<sup>13</sup> Reiner Kunze, gedichte, 379.

Eines der schönsten Plädoyers für die Stille hat Reiner Kunze in seinem Tagebuch „Am Sonnenhang“ festgehalten. Dieses Tagebuch beginnt mit der Beschreibung des Sterbens seines Vaters und es endet auch damit.

Am 5. Januar hält er fest: „Als die schönsten Stunden, die ich als Erwachsener mit ihm verbrachte, werden mir jene in Erinnerung bleiben, in denen wir ausgiebig miteinander schwiegen.“<sup>14</sup> Hier leuchtet etwas auf davon, was tiefe Beziehungen brauchen: miteinander schweigen können. Vielleicht hängt die Oberflächlichkeit der Beziehungen auch mit dem Verlust der Kompetenz des gemeinsamen Schweigens zusammen.

---

<sup>14</sup> Reiner Kunze, Am Sonnenhang. Tagebuch eines Jahres, Frankfurt a.M. 1995, 13